



## Auf stillgelegten Gleisen

*Über zweieinhalb Jahre fiel auf den Philippinen wegen der Pandemie der Unterricht aus. Viele Schüler sind bis heute nicht zurückgekehrt. Nun reist der Lehrer Samboy de Leon mit einer Eisenbahn-Draisine in abgelegene Orte – und kämpft um jedes Kind.*

Von Carsten Stormer, Die Zeit, 14.01.2023

Samboy de Leon klatscht in die Hände, der Schokoladenreisbrei Champorado ist fertig, die Küche geputzt, sie sind spät dran. Auf sein Zeichen hieven zwei junge Helfer die Draisine auf die Gleise. Dann wird sie für den Unterricht beladen: ein Regal mit Schulbüchern, Heften und Stiften, ein Lautsprecher, der riesige Topf mit Champorado, eine Plastiktonne mit Trinkwasser. Zum Schluss kommt die Tafel, auf der mit weißer Kreide Padyak Pabasa geschrieben steht. In Tagalog, einer weitverbreiteten Sprache auf den Philippinen, bedeutet das: Anschieben und lesen. Ein schönes Bild: Ein Schubs, und alle tauchen ein in die Welt der Wörter. Einen Schubs bekommt auch die Draisine, bevor sie zwischen den Fischerhütten aus Wellblech und Bambus verschwindet.

Ein Mädchen drückt auf Play, und aus der Box dröhnen philippinische Kinderlieder. Angeschoben von zwei Jungs, rumpelt die Draisine über rostige und leicht verbogene Gleise. "Wenn sie die Musik hören, wissen die Kinder, dass wir da sind", sagt de Leon. Mit den ersten Takten der Lieder kommen Kinder aus ihren Häusern gerannt, laufen mit nackten Füßen neben der Draisine her, kreischen vor Freude. Wenige Minuten später erreicht die Draisine ihr Ziel: Sitio Santolan, eine kleine Siedlung aus Wellblechhäusern am Stadtrand von Tagkawayan. Etwa vierzig Kinder, zwischen fünf und zwölf Jahre alt, setzen sich unter einen schattenspendenden Baum am Ufer des Meeres.

Für viele Kinder im 50.000-Einwohner-Städtchen Tagkawayan in der Provinz Quezon, neun Autostunden von der Hauptstadt Manila entfernt, ist Samboy de Leon

ein Held. Zweieinhalb Jahre lang blieben auf den Philippinen während der Pandemie die Schulen geschlossen, viel länger als in den meisten Ländern der Erde. Deshalb hat de Leon, ein 28-jähriger Highschool-Lehrer mit schüchternem Lächeln, auf den stillgelegten Gleisen seiner Heimat eine Schule auf Schienen gegründet. Mit einer Draisine klappert er die Gemeinden der Umgebung ab, um den Kindern Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen. Während des Lockdowns drei Mal die Woche, jetzt im Dezember, wo er selbst wieder in seiner Highschool unterrichtet, immer am Wochenende.

Seit August 2022 haben die Schulen auf den Philippinen wieder geöffnet. Doch die Probleme sind geblieben. Covid-19 hat zu einer Bildungskatastrophe geführt, Millionen von Schülern wurden um Jahre zurückgeworfen. Online-Unterricht scheiterte in abgelegenen Provinzen wie Quezon oft am langsamen Netz. Dazu kommt, dass für viele Philippiner ein eigener Internetanschluss unbezahlbar ist, genauso wie Smartphones und Tablets. Für diesen Teil der Bevölkerung hatte sich das Bildungsministerium einen Plan zurechtgelegt: Klassenlehrer sollten den Stoff aus Schulbüchern kopieren und ihre Schüler die losen Blätter zu Wochenbeginn abholen. Dann sollten sie eine Woche lang zu Hause lernen, ohne Betreuung, Kontrolle oder Hilfe, und die ausgefüllten Fragebögen zurück an die Schule bringen, wo die Lehrer sie auswerteten.

Das System scheiterte an der Lebenswirklichkeit. Die meisten Philippiner waren während der Pandemie damit beschäftigt, zu überleben. Viele Kinder mussten im Haushalt helfen, Geschwister betreuen, die Reisernte einholen oder Kokosnüsse pflücken. Geld verdienen. Jedes dritte philippinische Kind lebt unterhalb der Armutsgrenze. Laut dem Kinderhilfswerk Unicef gingen schon vor der Pandemie 2,8 Millionen Kinder nicht zur Schule. Darüber, wie viele Schülerinnen und Schüler die Philippinen durch den Lockdown zusätzlich verloren haben, gibt es keine Zahlen. Samboy de Leon glaubt, dass es viele sind.

"Wir können nicht viel tun. Aber solange wir in der Lage sind, armen Kindern mit unseren bescheidenen Mitteln zu helfen, machen wir weiter", sagt de Leon. Seine Ziele sind dabei auf ein Minimum reduziert: schulische Grundlagen vermitteln. Und ein



bisschen Hoffnung schenken. Denn wenn es einen Ausweg aus der Armut gibt, dann nur durch Bildung.

Seit sechs Uhr morgens ist de Leon auf den Beinen, war auf dem Markt, um Reis, Kondensmilch und Kokosflocken zu kaufen, und stand dann in einer brütend heißen Küche vor einem Gaskocher, um den Champorado zu kochen. Jetzt steht er im Schatten einer Kokospalme, atmet einmal tief durch, lächelt. "Es macht mich glücklich, den Kindern etwas beizubringen und dass es ihnen Hoffnung gibt, obwohl sie arm sind. Ich lehre nicht nur Lesen, Rechnen und Schreiben, sondern sage ihnen, dass sie an ihrer Armut keine Schuld haben und sie alles versuchen sollen, ihre Träume im Leben zu verwirklichen."

De Leon weiß, was Armut bedeutet. Auch er lebte als Kind mit seiner Familie neben den Gleisen und hatte nicht genug zu essen. Geld für eine gute Schulbildung gab es nicht. Seine Rettung war eine Lehrerin, die ihm nachmittags nach Schulschluss Privatstunden gab. Ihretwegen sei er Lehrer geworden, an ihrem Vorbild orientiere er sich heute. "Ich möchte das zurückgeben, was ich einst geschenkt bekommen habe."

Da er wegen der Ausgangssperren seine Schüler und Schülerinnen nicht zu Hause besuchen durfte und die Kinder auch nicht zu ihm kommen konnten, musste er eine Lösung finden. Er hatte die Idee mit der Draisine – und nach wochenlanger Überzeugungsarbeit gaben auch die lokalen Behörden ihren Segen.

Eine Draisine also. Einst verbanden die Gleise die südlichen Provinzen mit Manila. Doch seit fast zwei Jahrzehnten fährt hier kein Zug mehr. Auf der einen Seite glitzert das Meer, auf der anderen spenden Kokospalmen Schatten. Statt Zügen rollen nun selbst gebaute Draisinen auf den Gleisen, angetrieben von kleinen Dieselmotoren oder der Kraft von Füßen. Für ein paar Peso kutschieren junge Männer von morgens bis abends Passagiere und Güter. In Tagkawayan kommt Samboy de Leon immer sonntags mit Büchern und Schokoladenreisbrei vorbei.

Bevor der Unterricht beginnt, essen die Schüler den am Morgen gekochten Champorado aus Pappbechern. "Es ist leichter, den Kindern mit vollem Magen etwas beizubringen", sagt de Leon. Für viele sei dies die erste Mahlzeit des Tages, für manche die einzige. Anschließend: addieren, buchstabieren, rezitieren. "Es gibt hier



Viertklässler", erzählt de Leon, "die ihren eigenen Namen nicht schreiben können." Deshalb fängt er von vorn an. Erst mit der korrekten Aussprache einzelner Buchstaben und dem Lesen von Silben. Rechnen? "Eine echte Herausforderung", sagt de Leon. "Ich musste ihnen zuerst das Zählen beibringen, denn selbst damit hatten sie Schwierigkeiten."

Probleme gab es auch schon vor der Pandemie genug. Auf den Philippinen gilt die Schulpflicht für die ersten sechs Jahre. Staatliche Schulen sind kostenlos, trotzdem beendet etwa ein Drittel der Kinder die Grundschule nicht. Die Highschool bricht etwa die Hälfte vorzeitig ab. Wer es sich leisten kann, schickt sein Kind auf eine Privatschule.

Besonders auf dem Land hat nicht jedes Dorf eine Grundschule, sodass die Kinder oftmals stundenlang in die Schulen der Nachbardörfer laufen müssen. Dort gibt es oft keinen Strom, es fehlt an Tischen und Stühlen, auch an Toiletten und sauberem Wasser.

Die Philippinen belegten in der Pisa-Studie von 2018 den letzten Platz im Lesen und den vorletzten Platz in Naturwissenschaften und Mathematik unter 79 Ländern. Und eine aktuelle Studie der Weltbank ergab, dass ein Viertel der Fünftklässler im Lesen und Rechnen nicht mal auf dem Stand eines Zweitklässlers ist, vier von fünf 15-jährigen Schülern keine grundlegenden mathematischen Konzepte wie Brüche und Dezimalzahlen verstehen. Jedes vierte Kind sitze übermüdet, hungrig oder unterernährt im Unterricht.

Die Philippinen leiden unter einer Wirtschaftskrise, hoher Inflation, hoher Staatsverschuldung und Korruption. "Es ist ganz normal, dass einige Schüler nicht regelmäßig am Unterricht teilnehmen, weil sie Geld verdienen müssen. Wir müssen das akzeptieren, ob wir wollen oder nicht", sagt Samboy de Leon.

Einer dieser Schüler ist Allan Las Piñas, 17 Jahre alt. Eigentlich sollte er an diesem Morgen eine zehnte Klasse der Tagkawayan National Highschool besuchen. Doch sein Vater ist Fischer, und seit ein Liter Diesel mehr kostet, als er mit einem Kilo Fisch verdient, muss Allan Extraschichten auf den Gleisen schieben. Dreimal wöchentlich kutschiert er Fahrgäste auf einer selbst gebauten Draisine zwischen den Gemeinden hin und her, an den anderen Tagen versucht er, im Unterricht mitzuhalten. "Ich verdiene



200 Peso am Tag", sagt er. Umgerechnet etwa 3,50 Euro. "Wenn wir nicht genug zu essen haben, gehe ich nicht zur Schule, sondern arbeite auf den Gleisen."

Allan ist ein großer, schlaksiger Junge, sein schwarzes T-Shirt füllt er nicht aus. Es ist 6.30 Uhr, die Hitze fühlt sich schon an wie ein feuchtes Laken. Allan lehnt an seiner Draisine und wartet auf Kundschaft. Zwei Jungs in Schuluniform springen aus dem Dickicht neben den Gleisen hervor, setzen sich zu Allan und drücken ihm fünf Peso in die Hand, umgerechnet acht Cent. Eine Draisinenfahrt zur eigenen Schule kann Allan sich selbst nicht leisten. An den Tagen, an denen er die Schule besucht, läuft er zu Fuß. Über eine Stunde.

Morgens herrscht auf den Gleisen viel Betrieb; Kinder müssen zur Schule, Frauen zum Markt, Männer zur Arbeit. Wenn ihm eine Draisine entgegenkommt, lässt Allan die Passagiere absteigen, hebt seine Draisine von den Gleisen und winkt höflich den Gegenverkehr durch. Dann geht es weiter. Auf Kunden warten, anschieben – bis zum Sonnenuntergang. Eigentlich hätte er jetzt Sozialkunde. Englisch bereite ihm Probleme, in Mathe komme er seit der Pandemie nicht mehr hinterher. "Ich habe die kopierten Aufgaben und die Klausuren einfach nicht verstanden, weil sie mir niemand erklärte", sagt er.

Falls er an diesem Tag genug Geld verdient, will Allan morgen wieder zur Schule gehen. "Meine Lehrer sagen mir, dass es in Ordnung ist, wenn ich mal nicht zum Unterricht kommen kann." Sie wüssten, dass ein Taifun vergangenen Monat das Fischerboot beschädigt habe und die Familie für die Reparatur Schulden aufnehmen musste, dass sich sein Vater eine notwendige Augenoperation nicht leisten könne. "Es ist hart, arbeiten zu müssen und gleichzeitig zur Schule zu gehen", sagt Allan. Oft habe er mit dem Gedanken gespielt, die Schule abzubrechen und noch mehr zu arbeiten, um die Operation seines Vaters zu bezahlen. "Mein Lehrer wollte nicht, dass ich aufhöre. Auch mein Vater sagte, ich solle meine Ausbildung nicht vergeuden. Also mache ich weiter."

Samboy de Leons sonntäglicher Schienenunterricht endet am späten Nachmittag. Die Sonne steht tief. Die Kinder bedanken sich artig, die meisten gehen nach Hause. Eine Gruppe Jungs rennt an den Strand. In ihren Händen halten sie verrostete



Blechbüchsen und abgeschnittene Plastikflaschen. Dann beginnen sie im Schlick des Strandes zu wühlen, pulen mit Nägeln oder Stöcken in den Spalten des Riffs, das bei Ebbe aus dem Meer ragt. Ein spindeldürrer elfjähriger Junge erzählt: "Wir suchen nach Muscheln, damit wir etwas zu essen haben. Das machen wir jeden Abend nach der Schule."

Auch Samboy de Leon ist an den Strand gekommen. Der Lehrer schaut seinen Schützlingen zu, wie sie sich ihr Abendessen zusammensuchen müssen und aus ihrer Not ein Spiel machen. Wer die meisten Muscheln sammelt, gewinnt.

Ein Spiel, das er als Kind auch gespielt hat.